Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

155 (7.7.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 153

Visual Library

Nr. 153. **Karlsruhe, Mittwoch, den 7. Juli** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Arbeitskraft. (7)

Roman von Doris Freiin v. Spättgen.

(Nachdruck verboten.)

Mit eigentümlich glanzlosen, offenen Augen lag Lorle auf ihrem Krankenlager. Eine Nachtlampe von blauem Glase verbreitete in dem großen Zimmer nur gedämpftes Licht und warf einen fahlen Schein über die Züge der Leidenden.

Draußen, hinter den festgeschlossenen Läden, zitterten noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die Stämme des Parkes und rosenrote Lämmerwölkchen zogen über den Abendhimmel. Lorle sah und wußte nichts davon. Wie lange hatte sie sich nicht mehr an Sommerpracht und Sonnenglanz erfreuen können!

„Darf ich jetzt das Süppchen bringen, Komtesse? Sie haben seit der Vesper keine Nahrung genommen und die Herren Aerzte wünschen, daß Sie alle zwei Stunden etwas genießen", sagte in sanftem Tone eine Borromeerin und beugte das freundliche Gesicht tief über die Kranke herab.

„Ach, quälen Sie mich doch nicht, Schwester Meinrada! Ich kann wirklich nichts essen", versetzte diese matt und wandte den Kopf nach der Wand.

„Doch, man kann alles, was man ernstlich will, Komtesse. Zwingen Sie sich — der lieben Eltern wegen!" sagte die Nonne freundlich, aber fest.

Gräfin Brandenfels war leise eingetreten und schaute, halb hinter Schwester Meinrada versteckt, ängstlich forschenden Blickes nach der Tochter hin. Seit des Berliner Arztes Anwesenheit hatte Lorle stundenlang in völliger Apathie gelegen, um schließlich in einen unruhigen Halbschlummer zu verfallen, aus dem sie soeben erwacht war. Jetzt richteten sich die Augen der Leidenden auf der Mutter Gestalt; ein lebensmüder Ausdruck flog über das weiße Gesicht, während die durchsichtig mageren Fingerchen die Rechte der Dame fest umschlossen.

„Mein Liebling, wenn Du Dich den Anordnungen des Professors folgsam fügst, dann wirst Du auch bald wieder kräftig und gesund werden", sagte die Gräfin liebevoll und kniete an des Kindes Seite nieder.

„Nein — nein, Mama! Ich fühle, daß ich nicht mehr Kraft genug besitze, diese Krankheit zu überstehen. Wenn ich es auch — um Euretwillen — thun möchte, so arbeitet und nagt doch ein Etwas hier drinnen in der Brust, was mich stets wieder rückwärts zieht!" flüsterte das junge Mädchen mit halberloschener Stimme.

„Lorle, mein süßes Kind! Du darfst so nicht denken. Dein armer Geist ist erregt und darum machst Du Dir solch' trübe Bilder", entgegnete die Mutter zärtlich und strich über der Tochter üppiges, blondes Haar; „denn damit begehst Du ein großes Unrecht gegen Gott und uns. Du wirst leben und glücklich sein, mein Herz!"

Fast ungestüm schüttelte die Kranke den Kopf, wobei es wie schmerzliche Resignation um ihre Lippen zuckte.

Die Knieende bog sich noch tiefer herab und fragte mit halb vom Weinen erstickter Stimme:

„Nicht wahr, Lorle, Du hast einen Gram in Deinem kleinen Herzen, den Du vor uns verbirgst? Dieser heimliche Gram ist eben jenes Etwas, was darin frißt und nagt. Sag' es mir, Lorle — vertraue es mir an. Ich möchte so gern alles thun, um Dich wieder glücklich und froh zu sehen!"

„Ach — Mama — das kann ich nicht! Du — und Papa — Ria — Ihr alle seid böse, wenn ich davon spreche, weil es doch nicht sein darf!" kam es in rührender Offenheit aus dem krampfhaft zuckenden Mund.

„Doch, Liebling, es kann — darf sein!" antwortete die Mutter schluchzend. „Wir waren grausam und hart, die verblendeten Opfer selbstsüchtigen Hochmutes. Nur das eigene Interesse haben wir im Auge gehabt, ohne zu bedenken, daß gegen Naturgesetze nicht anzukämpfen ist. Lorle, soll Papa heute noch an — an Fred Wenkhard schreiben, ihm sagen, daß er — so bald Du genesen bist — herkommen und sich sein Bräutchen aus unseren Händen holen darf?"

Ein sonderbar unartikulierter Laut drang an das Ohr der Knieenden und plötzlich fühlte diese der Tochter Lippen heiß und ungestüm auf ihre Hand gepreßt.

„Mutter — ist das auch wirklich kein schöner Traum — keine Fieberphantasie?"

„Nein, Liebling. Richte zuversichtlich und mutig das Köpfchen auf und erwarte das Dir von Gott gesandte, heißersehnte Glück!"

„Glück?! O, nun will ich genesen — bald — für ihn!"

— — — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage nach jener schönen, bedeutungsvollen Stunde hielten des jungen Wenkhard Füchse abermals am Alt-Steiner Schloßportal.

Allein heute schwebte ein siegesgewisses, trotziges Lächeln um seinen Mund, als er hoch erhobenen Hauptes des Hausherrn Kabinet betrat, welches er unlängst finsteren Angesichts, Groll und bittere Enttäuschung im Herzen, verlassen. —

Mit welchen Gefühlen heimlicher Genugthuung hatte Wenkhard des Grafen Zeilen überflogen, worin dieser schrieb: er müsse offen bekennen, ein großes Unrecht begangen zu haben; aber der Himmel hätte ihn noch zur rechten Zeit erkennen lassen, wie lächerlich und grundlos alle seine Bedenken und Vorurteile gewesen. Um Haaresbreite wäre von ihm und seiner Frau in thörichtem Dünkel eine nimmer sühnende Schuld an einem teuern Kinde begangen worden!

Herr von Wenkhard möge ihnen daher verzeihen und in der nun nicht mehr verweigerten Hand der Tochter einen Akt des allergrößten Vertrauens erblicken. Die Gräfin und er selbst wären von seinen ehrenhaften Gesinnungen und seiner Neigung

für Lenore überzeugt und legten deren Glück beruhigt in seine Hände! —

In des Vaters traulichem Zimmer, im tiefen Sessel, gegen dessen dunkles Polster das lichtblonde Köpfchen seltsam abstach, ruhte die junge Rekonvalescentin. Die tiefen Ringe unter den Augen und die schmalen bleichen Wangen sprachen noch deutlich von kaum überstandener, schwerer Krankheit; allein der holde Mund lächelte wieder in früherer Lieblichkeit und Schelmerei, als die Eltern ihr denjenigen zuführten, dessentwegen das Herz so viel Leid erduldet hatte.

Wenkhard war hastig vorausgestürmt und kniete vor dem reizenden Mädchen nieder. Aber stimmte der noch immer so scharf hervortretende Leidenszug im Antlitz der Genesenden ihn unzufrieden und traurig? Oder bereitete ihm ihr jetziger Anblick eine unangenehme Enttäuschung?

Etwas Mattes, Gezwungenes lag in seinem Blicke, als er ihren zärtlich fragenden Augen begegnete und im Tone, der mehr den vollendeten Kavalier, als tiefes, leidenschaftliches Empfinden verriet, lebhaft ausrief:

„Mit dem heutigen Tage habe ich ein Ziel erreicht, welches mir seit langen Monaten als höchstes Glück vor der Seele geschwebt, Komtesse. Ihre Liebe und das ehrende Vertrauen Ihrer verehrten Eltern sollen der Talisman meines Lebens sein!“

„O, Fred, es mußte ja so kommen, es konnte gar nicht anders sein!“ flüsterte Lorle bewegt, indem ein leiser Schimmer von Rosenglut über die bleichen Wangen flog.

Er entgegnete nichts. Nur tiefer und tiefer beugte sich der stolz getragene Manneskopf herab, bis seine Lippen die zarte Mädchenhand berührten.

Ria stand, den Arm um einen Treppenpfeiler geschlungen, und schaute dem spät am Abend davonrollenden Wagen des neuen Schwagers nach.

Lorle hatte vorsichtshalber den Verlobten nicht vor die Hausthür begleiten dürfen, sondern ihm drinnen in Mamas Salon „gute Nacht“ gewünscht. Kindlich vertrauend lag dabei des holden Mädchens Haupt einige Sekunden auf Wenkhard's Schulter, während dieser in fast väterlicher Weise über das helle Haar strich. Lachenden Mundes, um den es aber doch ganz merkwürdig zuckte, hatte Ria diesem ersten bräutlichen Abschiede zugeschaut. Darauf war sie rasch hinausgeeilt.

Niemand gewahrte sie jetzt in der Dämmerung des großen Hausflurs am Treppengeländer stehen, niemand sah, wie ihre großen hellbraunen Augen starr auf die im Dunkeln mehr und mehr verschwindende Männergestalt gerichtet waren und die kleinen Hände sich zornig zur Faust zusammenballten, und niemand hörte sie vor Bitterkeit seufzen:

„Wahrlich, Du hast es nun erreicht, schöner Fred! Die Liebe hat über den Stolz gesiegt: eine Gräfin Brandenfels wurde heute Deine Braut, Du magst zufrieden sein! Hahaha! Aber in Lorles jungem Dasein spinnt sich der Roman erst an. Wir wollen den Schuß abwarten, mon ami! Armes, blindes, thörichtes Kind!“

6. Kapitel.

Heiße Sommerglut lag über dem langgestreckten einstöckigen Wohnhause des Rittergutes Turnau. Mit seinen herabgelassenen Jalousieen und den von grünem Geranke üppig wuchernden Epheus bedeckten Mauern machte das alte Gebäude einen wahrhaft träumerischen Eindruck. Der nahe Wald sandte einen harzigen Kiefernadelgeruch herüber, was, mit dem Dufte der vor der Thüre stehenden blühenden Lindenbäume und dem lieblichen Parfüm von frischem Heu vermischt, der ganzen Atmosphäre ringsum etwas unendlich Nerverstärkendes verlieh.

Es war kein stattlicher Besitz, dieses Turnau; nur ein stilles, behagliches Heim, ein Platz zum Ausruhen nach sturmbewegten, arbeitsreichen Lebenstagen.

Der Garten mit seinen Obstbäumen und altmodischen, buchsbaumumsäumten Rabatten, auf denen der greise Gärtner, genau wie er das schon vor 40 Jahren zu thun pflegte, noch heute Balsaminen, gelbe Ringelrosen, Levkojen und Reseda untereinander pflanzte, die verschorene Machonienhecke vor dem Hause und schließlich der Wirtschaftshof mit seinen schlichten, aber massiven Gebäuden, alles war von fast anspruchsloser Einfachheit, aber alles atmete Wohlstand und Frieden.

Die innere Einrichtung des Hauses entsprach vollkommen seinem Aeußeren. Die Zimmer befanden sich noch in der nämlichen Verfassung, wie des verstorbenen Kommerzienrats Eltern sie einst bewohnt. Wäscheschrank und Silberspind waren nach altväterischer Weise bestens in Stand gehalten, konnten aber mit den modernen Geschmacksrichtungen vielleicht doch nicht konkurrieren. Doch ein Gemach barg das schlichte Haus, welches nur schlecht in diese patriarchalische Umgebung paßte. Es war dies ein nach der Gartenseite gelegener sehr großer Raum, worin meergrüner marmorierter, mit großen weißen Seerosen durchwirkter Seidenstoff gleich Wasserwellen von den Wänden rieselte und über die hochgebauschten Polster der Möbel hinwegfloß. Mächtige Fächerpalmen beschatteten die mit Geschmack aufgestellten herrlichen Marmorgebilde und Bronzen namhafter Meister und der Perserteppich, der den Fußboden bedeckte, fühlte sich kaum an wie eine Arbeit von Menschenhand, sondern so dicht und weich wie auserlesenes Pelzwerk. Ja, es schien, als ob alles, was der große Kunstsinn des Verstorbenen seit Jahren auf Reisen zusammengehäuft, hier an einem einzigen Orte vereinigt worden wäre.

Und die Bewohnerin dieses reizenden Zimmers war Frau Christa Wenkhard.

„Aus jedem einzelnen Stücke sollst Du die Liebe Deines Mannes erkennen. Turnau ist Dein und bleibt Dein, Christa, auch wenn ich einst nicht mehr bin!“ hatte Wenkhard bei Gelegenheit, als dieses Gemach wieder einmal durch ein Kabinettstück bereichert worden war, zu seiner schönen Frau gesagt.

Wie schnell war dieses verhängnisvolle Wort in Erfüllung gegangen!

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Fahrrad.

r Wenn jemand die Zunft der Radfahrer nicht leiden kann, thut er am besten, selbst Mitglied derselben zu werden. Das Rad ist nun einmal da und wird für lange Zeit eine hervorragende Rolle auf den Straßen in Stadt und Land spielen. Man muß sich also mit demselben abfinden, das ewige Grollen und Räsonnieren nützt gar nichts, also mach' in Gottes Namen selbst mit! Auch ich habe die Radler, die nachgerade wie die Pilze aus dem Boden wachsen und die Fußgänger insbesondere in den Abendstunden umschwirren wie die Maikäfer in einer lauen Frühlingsnacht, für den Tod nicht ausstehen können, und ich habe mir schließlich nicht anders zu helfen gewußt, als dadurch, daß ich selbst auf das Rad stieg und mich nun ebenfalls an dem Umherschwirren beteilige. Und ich befinde mich recht wohl dabei! Nicht als ob ich jetzt auch ein Vergnügen daran fände, den Fußgängern die Widerwärtigkeiten zu bereiten, über die ich mich früher geärgert hatte — mit anständigen Radfahrern, die den Fußgänger rechtzeitig auf sein geräuschloses Herannahen aufmerksam machen, kommt ja jedermann in Fried' und Freundschaft aus — aber ich finde, daß das Radeln den Leuten mit sitzendem Beruf wohlthut, und das ganz besonders in einer so wunderschön ebenen Gegend wie der in und um Karlsruhe. Wer sich vom berufsmäßigen Sitzen immer nur durch einen Spaziergang in der Ebene erholt, wird bald keine genügende Wirkung von dieser Bewegung mehr verspüren, namentlich wenn seine Muskeln und sein Herz zuvor an Abwechselung zwischen Berg und Thal gewöhnt gewesen waren. Nun haben wir allerdings den Lauterberg, den ich schon oft 3, 4 und 5mal nacheinander erklommen habe, nur um wieder einmal die wohlthuende Bewegung des Steigens zu empfinden; allein auf die Dauer kann das nicht genügen; da hilft nur das Radeln, das uns die nötige Muskelarbeit bringt, ohne uns der Gefahr der Langeweile auszusetzen. Die geradesten Straßen, die den Schrecken des Fußgängers bilden, nimmt der Radler mit Wonne in einem Zeitraum, der ihm gerade gestattet, die Reize der Umgebung voll zu genießen, der aber das öde Gefühl des Mangels an Abwechselung nicht aufkommen läßt. Die Kilometer schrumpfen vor den Augen des Radlers nur so zusammen, und nur die Beschaffenheit der Straße, niemals die Länge des Weges vermag den Radler von einem Unternehmen abzuschrecken.

In den wenigen Wochen, die ich der Radlerzunft angehöre, habe ich schon gar manches kennen gelernt, was mir sonst wohl noch lange unbekannt geblieben wäre. Das Rad ist in Verbindung mit der Eisenbahn ein ganz gewaltiges Beförderungsmittel der Heimatkunde, deren hohen Werth wir nicht erst auseinander zu setzen brauchen. Da ist z. B. der Kraichgau, der auch in den Zeiten der Eisenbahn nicht in allen Teilen bequem zu besuchen ist, sofern man nicht über Pferd und Wagen verfügt. Mitten drin liegt als das Wahrzeichen, als der „Kompaß des Kraichgaues“ die prächtige Ruine Steinsberg, die ihrer malerischen Reize wegen und als ein Baukunstwerk ersten Ranges viel mehr besucht werden sollte, als es thatsächlich der Fall ist. „Das ganze Gebiet, welches der stolze Steinsberg beherrscht,“ so sagt Friedrich Pfaff in einem Aufsatz über den Steinsberg (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 44. Band, 1890, S. 75 ff.), „ist außerordentlich reich an geschichtlichen und baulichen Denkwürdigkeiten, und es ist nur zu bedauern, daß Fußreisen in dieser Gegend mit vielen Un-

bequemlichkeiten, viel Hitze und Staub verbunden sind. Wald giebt's da fast nur auf einzelnen Höhen. Man muß es wagen, auf schattenlosen Landstraßen und Feldwegen stundenlang sich umherzutreiben, wenn man hier etwas erreichen will." In der That habe ich mich als Fußgänger auch nie entschließen können, jene Gegend aufzusuchen; als Radfahrer aber schrecken mich nicht Hitze, nicht Staub — man ist ja über alle Mühseligkeiten in einem Nu hinweg — und jetzt bin ich ganz entzückt von vielen Partien dieser interessanten Gegend.

Im gegenwärtigen Augenblick freilich macht das Entzücken vielfach tiefer Wehmut und herzlichem Mitgefühl Platz, wenn man auf den Straßen in und um Eppingen dahinfährt, von wo der Steinsberg etwa 10 km in nördlicher Richtung entfernt liegt. Was man bis jetzt über die durch das schreckliche Hagelwetter angerichteten Verheerungen zu lesen bekam, war nicht übertrieben, sondern blieb eher noch hinter der Wirklichkeit zurück: ausgedehnte Fruchtfelder, langgestreckte Kartoffel- und Rübenäcker u. s. w. sind kurz und klein zusammengewettert, als wäre ein Regiment Kavallerie darüber hingesaust; vielfach sind die Felder über und über verschlammt, sodaß gar nicht mehr zu erkennen ist, was auf denselben gepflanzt war; auf der Landstraße zeigen jetzt noch breite gelbe Stellen an, daß der Schlammstrom über die Straße hinüber bis auf die jenseitigen tiefer liegenden Felder sich ergoß; Bäume jeder Gattung, jeden Alters und jeder Größe liegen abgedreht oder entwurzelt am Wege und an gar manchem toten Vögelchen huscht das Fahrrad vorüber. In Eppingen selbst aber sieht es aus, wie nach einer Belagerung. Die Straßen sind jetzt noch weithin rot von dem Staub der von den Dächern herabgeschlagenen Hunderttausende von Ziegeln; ganze Berge von zusammengekehrten Ziegeltrümmern garnieren die Straßen. Die Dächer sind teilweise vollständig entblößt, sodaß die nackten Dachlatten gen Himmel starren, teilweise sind sie siebartig durchlöchert; auf der Nordwestseite mag kaum ein unbeschädigter Ziegel mehr zu finden sein. Der Regen strömte ungehindert durch die offenen Dächer, und das Heu muß jetzt auf der Straße wieder getrocknet werden, um dem Verderben zu entgehen und nicht nach dem Hagel- noch Feuerschaden anzurichten. Bis die ungeheure Masse von Ziegeln beschafft werden kann, mußten viele Häuser provisorisch mit Brettern eingedeckt werden. An einer ganzen Reihe von Häusern ist auf der Wetterseite nicht eine einzige Fensterscheibe mehr zu sehen, und hinter den Fenstern sind noch die Vorhänge teilweise durchlöchert, als wäre ein Kugelregen hindurchgesaust. Der Verputz an den Häusern könnte nicht schlimmer aussehen, wenn er mit scharfen Pickeln bearbeitet worden wäre. Der Steigerturm wurde von dem Sturmwind glatt vom Boden weg gehoben und vollständig zertrümmert. Und gerade der Stadtteil, der von ärmeren Leuten bewohnt wird, ist am schlimmsten mitgenommen worden! Da ist für die Mildthätigkeit ein reiches Feld eröffnet, und wir möchten nicht versäumen, auch an dieser Stelle auf den vom Hilfskomitee erlassenen Aufruf (s. Inseratenteil) hinzuweisen. Das Brausen, Toben und Wettern des nächtlichen Hagelsturms war so schauerlich, daß die Eppinger jetzt noch nur mit Entsetzen von den Empfindungen der grausigen Nacht erzählen können, die den Eindruck machte, als müßte in dem gräßlichen Getöse alles zu Ende gehen. Und nach den erschütternden Erlebnissen dieser Schreckensnacht, während der viele im Keller Schutz gegen das gewaltige Toben des Unwetters suchten, nun der unermeßliche Schaden an allem Hab und Gut! Wahrlich, es gehört viel innere Kraft dazu, dem allem gegenüber aufrecht zu bleiben und den Mut zu der schweren Arbeit zu finden, die nötig ist, um das Verlorene, die jäh zerstörte Frucht jahrelangen Mühens und Plagens wieder zu ersetzen. Gewiß wird keiner, der etwas entbehren kann, hier zurückbleiben, wo es gilt, den schwer betroffenen Volksgenossen über die erste schwere Zeit so gut als möglich hinüberzuhelfen! Doppelt giebt, wer schnell giebt!

Doch nun zurück zu dem interessanten Ausflug auf den Steinsberg! (Schluß folgt.)

Geehrter Herr Redaktöhr!

Ich weiß net, ob Sie scho wisse, daß mei Mann gegewärdich in d'r Sommerfrische isch. Er hat's nämlich bei dere Hitz, wo mir ehwe hier in Karlsruh' hawwe, nimmehr länger auf'm Karlsruher Pflaschter ausg'halte, indem er nämlich e bißle kopfleidend isch, mein Mann. Deßwege hat'r kurzer Brozeß g'macht un isch Ende letschter Woch' in e Schwarzwälder Luftkurort g'fahre. Ich hab' bereits en Brief von em kriegt. S' giengt'm gut insoweit; d' Gegend wär' auch ganz hibsch; nor mit de Bierverhältnisse wär's sozusage letz, indem daß d' Flasch net wenicher als wie fuffzich Pfenning koschde däht. Iwwrichens soll ich Ihne en schöner Gruß ausrichde un was Sie dann zu dem neischte Minischt'rwechsel in Berlin saage dähte? — Awwer warum ich Ihne eigentlich emahl wider schreib'! S' handelt sich um e neue Mode, wo in letschter Zeit hier aufdaucht isch un scheint's immer mehr Anklang find't. Net daß Sie meine, ich wollt' Ihne amend was von ere Koschdiehmneuerung oder Hutmode v'rzähle. Ahbewahr! Ich bin meiner-sex keine von Selle, wo ihrem Mann s' Lewe v'rsaure, indem se immer s' Neuschte hawwe un jeder Wechs'l in d'r Mode mitmache mieße. Oh kondrähr! ich draag mei Waschkleidle (mattblau mit weiße Schtreife ohne Schbitzlen un Rüsche d'ran), jetz ballvoll d'r viert Sommer un s' seht immer noch brobb'r aus. Nein, die Mode, wo ich mich gern mit Ihne aussenander setze möcht', beziegt sich uff was ganz anders. Also bitte, basse-Sie einmahl uff.

Sie wisse, dasses und'r uns Fraue von jeher Usus isch, als ab un zu e kleine Kaffeeg'sellschaft zu arrangschiere, un ich muuß saage: Wann d'Ihr Herre Männer Euer runder Disch, Euer Zegoh- un Kegelawend etzeterah hennt, warum solle mir Fraue uns net auch emahl uff eig'ne Fauscht e Vergniege leischde derfe? So hawwe mir bisher jeder Monat unser Kaffeesissidt g'halte; mir Freundihne henn abwechselnd d'r Gaschtgewwer g'macht, wobei awwer ein for allemahl ausg'macht war, daß die Fissidte im eigene Haus un net etwa in-ere Konndittorei oder gar auswärts sein mießte — un ich muuß sage, mir sinn uff die Weis' scho recht fidehl un luschdich z'samme g'wese, henn awwer ah so manches brakdisch Kochrezzebt un g'wählte Hägelmuscht'r ausdauscht. Un was d'Haubsach' isch: Mir ware auch außerhalb von unserm Kränzle gwasih ein Leib un Seel; mir hawwe net, wie's so oft vorkommt, uns vor de Auge gegeseidich sladdiert, awwer hehlings enander schlecht g'macht.

So; un jetz gucke-Se sich emahl die Kaffeeg'sellschafte von d'r jüngere Generaziohn an! D' Gesellschafte freilich werre immer größer (ich weiß sogar e Kränzle, wo alle Mittwoch saage zwanzich Dame z'samme komme), d' Kaffeetäßle awwer un d' Brödle werre so klein, daß m'r gut d'ran duht, wam-m'r sich e exdrae Brill oder sonscht e Vergrößerungsabberat mitbringt oder d'rheim erscht was Ordlich's wigg'lt. Daderfohr geht's awwer hernach in so G'sellschafte sehr geischtreich her, indem — als mit'm leere Mage — mehrschtendeils iwwer Kunscht un Lidderaduhr etzeterah g'schbroche werd. Ohnlängscht hat mir e Bekannte v'rzählt: so ein intressant's Kränzle, wie ihr letscht's, gäbts nimmer; sie hätte sich schtundelang vom Ibsen seine Theaterschtigger und'r-halde. „Erlauwe-Sie", haww'ich dadrauf entgegnet, „ich hab' einmahl e Schtigg von dem g'sehe un mei Lebdaag nimmehr. So was Iwwerzwerch's! Un iwwerhaubt: Ich mein, wer uns Fraue so hinschtellt, der g'hört vom ganze weibliche G'schlecht ohne Ausnahm' mit B'rachtung g'schtraft. Deß wär's einzig Richdiche!"

Doch um widder auf d'Kränzle z'komme. S'allerschönscht isch, daß die Kaffesissidte in neuscht'r Zeit als nach auswärts v'rlegt werre — sogenannde Wanderkränzle, wie mei Mann als schbottweis saagt. Da geht's dann in's Schützehaus oder uff d'r Thurmberg; ja, ich kann Ihne under'm Sieg'l der Verschwiegeheit mitdeile, daß sogar ein Kränzle scho d'rvon g'schbroche g'habt hat, ob m'r net alle Mittwoch mit'm Modohrboot nach d'r Belle bei Maxau fahre un dort sei Sitzunge abhalde könnt, indem m'r dort jedenfalls am allerung'schtörtschte wär! Nach de neuschde Erfahrunge mit dem bedreffende Modohrboot, wo allerdings neg-grad ermudigend sinn, henn awwer e paar ängschtliche G'miether dringend abg'rathe, un so isch die schön' Kränzlesidee wider in's Wasser g'falle.

Ich wollt' noch nix saage, wann deß Kränzlesabhalde wenichschtens auf g'wieße Kreise b'schrenkt bliebt. So awwer glaubt heutzudaag jedes Schuschders- un Schneidersdöchderle, sie mießt barduh auch ihr Kaffeeg'sellschaft gewwe, wie d'sogenannt' nohw'l Welt. Ich kenn e jung's Fräule, Dochder von-ere Wäschere, wo alle Samstag per Dräsiihn d'Wäsch ausdraagt. Dadermit isch awwer neg-gnunk. Wie lang werd's daure, so ruft se emahl drauß uff d'r Bleich ere Kollegihn zu: „Mir könne heut net so lang bleiwwe; mir henn Kränzle d'rheim un s'isch noch nix g'richt." Un warum sollte mir deß nimmehr erlehwe? Hat mir doch unlängscht en Hauseigedümmer auf's B'schtimmdeschde v'rsichert: er wißt e Frau, wo zwar Holz un Kohle un manchmahl auch Lehwensmitt'l auf'm Armeweg beziegt, sich awwer alle Woch an-eme Kränzle schtramm und unschenniert betheiliche däht.

Un dann! was bei so-eme Kränzle net alles z'sammeklatscht werd. S'schteht g'schriewe: m'r mießt for jedes unnütze Wort im Jenseits Recheschaft ableege. Da möcht' ich meinersex sehe, wie's v'rschiedene von meine Bekannde geht. Denke-Sie numme! ich kenn sogar Dame, wo vorher d' gröschte Räuwerg'schichte erfinde, nor daß-se ihre Kränzlesschweschtere was Neu's un Schtaunerregends uffdische könne. Wam-mer nor net so werd, denk' ich als im Schtille. Iwwerhaubt, was ich deß Klatsche haß'; ich kann's Ihne gar net saage.

Jetz muuß ich awwer e End' mache un in d'r Küch' nachgucke. Sonscht isch d' Karlihne (unser Dienschtmädle) im Schtand un laßt m'r d' Mehlsupp anbrenne. M'r kann sich so uff so junge Dinger net v'rlasse.

Ergewenscht
Frau Bruddler,
Rentiers-, Privatmanns- u. Partikuliers-Gattin.

Der eingemauerte Hungerkünstler.

Verona, 4. Juli. Selbst der Hungerkünstler Succi klagt darüber, daß der Kampf ums Dasein immer schwerer wird. Wie man weiß, verdient sich dieser Herr sein Brot dadurch, daß er von Zeit zu Zeit 4 Wochen lang keines ißt und sich auch jede andere Nahrung versagt. Aber solches einfaches Hungern macht auf das anspruchsvolle Publikum unserer Tage keinen Eindruck mehr und lockt keinen Hund hinterm Ofen hervor, geschweige denn 50 Centesimi Eintrittsgeld aus den Taschen sparsamer Italiener. Deshalb sieht sich Signor Succi veranlaßt, ein Hungern mit Chikanen zu veranstalten. Als Schauplatz dieser Produktion hat er das römische Amphitheater in Verona gewählt, das etwa 20000 Zuschauer faßt, von denen aber 19500 nicht erschienen waren. Succi nahm vor dem Publikum ein kärgliches Mahl ein und ließ sich dann in eine eigens zu diesem Zweck errichtete Steinzelle ohne Thüren und Fenster einmauern. In diesem 6 Kubikmeter großen Loche will er eine Woche ohne jegliche Nahrung, Luft und Licht zubringen. Nächsten Sonntag wird er wieder ausgemauert, worauf er sich allsogleich dem Publikum zu Pferde in schwerer Ritterrüstung zeigen wird. Wenn das nicht zieht, so ist Succi entschlossen, seinen undankbaren Landsleuten überhaupt nichts mehr vorzuhungern, sondern mit seinen Hungerkunststückchen in Zukunft nur noch das Ausland zu beglücken.

Verschiedenes.

Blitzschlag und Kaminrauch. Schon gar mancher wird sich darüber gewundert haben, daß hohe, oft ganz vereinsamt in die Luft ragende Fabrik-Schornsteine so selten vom Blitz getroffen werden; kommen doch nach der Statistik auf 10000 derselben bloß 3 Blitzschläge. Diese auffällige Erscheinung wird dadurch erklärt, daß der aus dem Kamin entweichende, in die Luft sich zerstreuende Rauch die im Gebäude angesammelte Elektricität mit sich nimmt und sie in die Luft verteilt, ähnlich wie Fernsprech- und Telegraphen-Drähte verteilend wirken. Hierdurch erklärt sich auch, nach dem „Wetter", die manchenorts, namentlich bei Landleuten nicht selten anzutreffende Gepflogenheit, beim Heranziehen eines Gewitters ein mächtiges Herdfeuer anzumachen, eine Gepflogenheit, die keineswegs, wie Sommerfrischler aus der Stadt schon oft spöttisch bemerkt haben, auf Aberglauben, sondern auf die überlieferten und bewährten Erfahrungen der Ahnen und Urahnen zurückzuführen sind.

Wo die Liebe hinfällt. Aus Antwerpen, 1. Juli, wird berichtet: Die 28jährige Tochter und einzige Erbin eines reichen Antwerpener Grafen knüpfte vor geraumer Zeit ein Liebesverhältnis mit einem Diener ihres Vaters an und schlug deshalb alle von ihren Eltern vorgeschlagenen Heiratspläne aus. Vor mehreren Wochen vergaß sie sich soweit, mit ihrem Geliebten aus dem elterlichen Hause zu entweichen, mit Hinterlassung eines Schreibens an ihren Vater, worin sie ihm ihr Liebesverhältnis mit dem Diener enthüllte und gleichzeitig die Absicht aussprach, ihren Geliebten zu heiraten. Sie machte auch bereits Schritte in dieser Richtung, denn da sie volljährig ist, so bedarf sie zur Heirat nicht mehr der Zustimmung ihrer Eltern. Um nun eine derartige Mesallianz, die seinem Hause noch größere Schande bringen mußte, als selbst die Flucht, unter allen Umständen zu verhindern, drang der unglückliche Vater, von mehreren Verwandten begleitet, in die Wohnung der jungen Gräfin und ihres Liebhabers ein, zwang den Letztern durch Todesdrohung mit einem vorgehaltenen, geladenen Revolver zur Ruhe und entführte seine Tochter mit Gewalt, obgleich die Nachbarn für die Letztere Partei nahmen. Die Entführte wurde auf einen Wagen gelegt und in ein Nonnenkloster gebracht, in welchem sie, wie die Antwerpener Zeitungen berichten, sequestriert wird. Der Liebhaber hat gegen den Grafen eine Klage wegen Hausfriedensbruchs, Ueberschreitung der väterlichen Gewalt und Sequestration eingereicht. Es steht uns also ein Skandalprozeß ersten Ranges in Aussicht, und man kann sich denken, welches Aufsehen diese Angelegenheit allenthalben erregt.

„Unterseeischer Arbeiter." Man schreibt aus Paris, 4. Juli: In Choisy-le-Roi fanden gestern interessante und erfolgreiche Versuche mit einer neuen Erfindung eines Herrn Piatti dal Pozzo, die die Taucher nicht nur ersetzen, sondern weit übertreffen soll und die den bezeichnenden Namen „Unterseeischer Arbeiter" führt, in Gegenwart zahlreicher Fachmänner, Beamten und Journalisten statt. Der von dem Ingenieur Delisle erbaute Apparat gleicht einer der kugelförmigen Eisentürme der Forts. Er tauchte mehrere Centimeter über der Oberfläche des Wassers hervor und mit der ganzen Höhe eines in die Eisenkugel eingeschmiedeten Geländers, um den Zugang zu dem in der Mitte befindlichen Eingangsloche zu erleichtern. Das Luftquantum, das dieser „unterseeische Arbeiter" aufzunehmen vermag, genügt für mehrere Menschen mehrere Stunden hindurch; seine Kugelform gestattet ihm, dem stärksten Wasserdrucke Widerstand zu leisten. Die erste Probe in einer Tiefe von 10 Metern läßt immerhin die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß die Experimente auch in Havre, wo der Apparat in einer Tiefe von 250 Metern, und in der Reede von Brest, wo er 500 Meter tief funktionieren soll, gelingen werden. Der „unterseeische Arbeiter" ist aus 8 Centimeter dickem Blech gearbeitet, hat 3 Meter Durchmesser und wiegt 10 Tonnen. In dem durchaus wasserdichten Innern befindet sich die Kammer und der Wohnraum der Arbeiter um eine Holztreppe herum, die zu dem während des Untertauchens hermetisch mit Schrauben verschlossenen Ausgangsloche hinaufführt. Gegenüber sieht man die mächtige Linse, durch die hindurch man auf die umschließenden Gewässer und in die Tiefe zu sehen vermag. Seitwärts stehen auf einer Art Vorsprung der telephonische Apparat und die elektrischen Akkumulatoren, rechts und links die Transmissionen für die Schrauben und der zum Treiben des Steuers erforderliche Mechanismus. Denn der „unterseeische Arbeiter" vermag sich leicht zu bewegen, um ein Wrack, ein Riff sich zu drehen und mit Schaufeln, Zangen und Griffen, die an der Außenseite befestigt sind, aber von innen gelenkt werden, diese Trümmer usw. zu fassen und mit an die Oberfläche zu befördern. Der Apparat schiebt sich vor und bewegt sich mit Hilfe von drei Schrauben, deren Bewegungen von dem Steuer gelenkt werden. Diese Neuerungen allein machen die Erfindung des Herrn Piatti zu einem äußerst interessanten und hervorragenden Werke. Das Ueberraschendste aber ist folgendes: Der Apparat ist mit der Oberwelt durch ein Suspensionskabel in Verbindung gesetzt, um das telephonische Fäden herumlaufen und das zu seinem Aufhissen dient. Wenn nun aber ein Unfall vorkäme, der Kabel zerrisse und der Apparat seinem Schicksal allein überlassen bliebe, so würden die in ihm eingeschlossenen Personen verloren sein, nimmt man unwillkürlich an. Dem ist aber nicht so. Zwei umkippbare Ballastkästen sind unter der Grundfläche der Kugel befestigt. Diese Kästen können von innen aus geleert werden, so daß der Apparat ohne jede Hilfe von oben her allein mit einem plötzlichen Rucke emporschießt. — Wie gesagt, gelangen die Experimente gestern in Choisy-le-Roi über alles Erwarten großartig und man sieht mit der größten Spannung den weiteren Versuchen in Havre und Brest entgegen.

Humoristisches.

Höchster Fleiß. Dame (beim Kaffeeklatsch): „.. Ach, meine Elise hat einen riesigen Fleiß — die kann ohne Arbeit gar nicht sein! .. Neulich machte sie eine Ballonfahrt mit, und da hat sie während derselben einen ganzen Strumpf gestrickt!" (Fl. Bl.)

Humor des Auslandes. Richter: „Sie sind angeschuldigt, eine Uhr gestohlen zu haben bei dem Uhrmacher Penotschkine. Was können Sie zu Ihrer Verteidigung vorbringen?" Angeklagter: „Ich bin lange Zeit allein durch die Straßen gegangen, da sah ich eine Uhr, die auch ging, und da dachte ich, wir könnten zusammen gehen." — Köchin (zu ihrem Schatz): „Du, gestern Abend hat mich der gnädige Herr für seine Frau gehalten." Wachtmeister (eifersüchtig): „Aha, er hat Dir wohl einen Kuß gegeben?" Köchin: „Oh nein! Grobheiten hat er mir gemacht." (Münchner Jugend.)

Litterarisches.

— Unsere Alpentouristen, die sich in dankbarer Anerkennung gern der praktischen Führerdienste in „Meyers Deutschen Alpen" erinnern, werden das Erscheinen einer neuen, fünften, gründlich neubearbeiteten und vermehrten Auflage von Meyers Deutschen Alpen, zweiter Teil: Salzburg-Berchtesgaden, Salzkammergut, Giselabahn, Hohe Tauern, Unterinnthal, Zillerthal, Brennerbahn, Pusterthal und die gesamten Dolomiten, Bozen („Meyers Reisebücher". Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Preis gebunden 4 Mark), mit lebhaftem Interesse begrüßen. Thatsächlich besitzen wir in Meyers Alpenführern Reisewerke von hoch zu schätzender praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung. Sorgfältige, der Bestimmung des Buches in allen Punkten gerecht werdende Bearbeitung und ein mit außergewöhnlicher Feinheit und Akkuratesse hergestelltes, planmäßig ausgewähltes Kartenmaterial erheben „Meyers Deutsche Alpen" zu den hervorragendsten Erscheinungen unserer alpinen Litteratur. Der Kartenapparat des Buches, der sich jetzt aus 26 Karten, 5 Plänen und 7 Panoramen zusammenstellt, wurde durch die Aufnahme einer neuen Karte der weiteren Umgebung von Bozen, sowie einer Spezialkarte der Palagruppe bereichert, für welch letztere zum Teil noch nicht veröffentlichtes Material benutzt werden konnte. Nachdrücklich hinweisen wollen wir noch auf die jedem Reisenden sicherlich willkommene Neuerung, nach welcher die Redaktion bei den meisten Gasthöfen die Preise für Unterkunft, Verpflegung und Pension angeführt hat.

Auflösung des magischen Rebusquadrats in Nr. 147.

Sieb	Ilse	Ems	Ball
Ilse	Licht	Säge	Eid
Esel	Stein	Eule	Leiter
Belt	Eichel	Löwe	Tafel

Richtige Lösungen sandten ein:
Wilhelm Gscheidtle und S. Egel, beide in Karlsruhe.

Auflösung des Distichons in Nr. 151.

Wald, Wal.

Aufgelöst durch R. Deßecker, Karlsruhe.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.